



LILI KÖRBER

Die Ehe der Ruth Gompertz

Roman

Wenn sie jetzt nicht verheiratet wären, würden sie auseinandergehen. Das heißt, nein. Heute abend, wenn sie nach Hause kommt, wird Arnold

so tun, als ob nichts geschehen wäre. Das ist das Schlimmste. Sie legt sich ins Wohnzimmer nieder. Aber das verzeiht ihr Arnold viel weniger als den Reichstagsbrand und den dummen Goi... Er ist sogar imstande und sagt: »Also meinetwegen, Maus... meinetwegen hast du recht... was geht uns der olle Reichstag an, wenn wir nur zusammen sind... komm, sei nicht launisch, ich habe dir was mitgebracht...«



persona verlag

Lili Körber
Die Ehe der Ruth Gompertz

Roman



persona verlag

Über dieses Buch

Der dokumentarische Roman, 1934 unter dem Titel *Eine Jüdin erlebt das neue Deutschland* in Wien erschienen, beschreibt das Leben der jüdischen Schauspielerin Ruth Gompertz vom Sommer 1933 bis April 1934. Ihr Alltag, die Arbeit am Theater und ihre Ehe mit dem ehrgeizigen »arischen« Arnold sind dem zunehmenden Terror des NS-Regimes ausgesetzt. Sie muss die Vernichtung ihrer beruflichen Existenz erleben und erkennen, dass ihrem Mann die Karriere wichtiger ist als die Liebe. Der Roman wurde gleich nach Erscheinen in einem regelrechten Zensurprozess verboten. Er war eines der ersten Bücher gegen Hitler überhaupt.

»Lili Körber eignet eine ungewöhnliche Gabe der Charakterzeichnung, der psychologischen Durchleuchtung der Verhältnisse. Ein Buch der Erkenntnis.« (*Hans Kühner, Jüdische Rundschau, Basel*)

»Ein ausgezeichnetes Dokument des Zeitgeschehens durch die lebensechte Darstellung von Schicksalen in der Zeit vom Sommer 1932 bis April 1933.« (*Hermann Lewy, Allgemeine Jüdische Wochenzeitung*)

Die Autorin

Lili Körber wurde 1897 in Moskau geboren. 1920 bis 1938 lebte sie meist in Wien. Die promovierte Literaturwissenschaftlerin wandte sich vorwiegend sozialpolitischen Themen zu. Berühmt wurde sie 1932 mit dem Roman *Eine Frau erlebt den roten Alltag*, der ihre Erfahrungen in einem sowjetischen Traktorenwerk schildert. Nach der *Jüdin* schrieb sie politische Reportagen für die Exilpresse und dokumentarische Romane über ihre Reisen in

den Fernen Osten. 1938 konnte sie nach Frankreich fliehen und 1941 in die USA. Lili Körber starb 1982 in New York.

Inhalt

[Vorspiel](#)

[Erstes Kapitel](#)

[Zweites Kapitel](#)

[Drittes Kapitel](#)

[Viertes Kapitel](#)

[Fünftes Kapitel](#)

[Sechstes Kapitel](#)

[Siebentes Kapitel](#)

[Achtes Kapitel](#)

[Neuntes Kapitel](#)

[Zehntes Kapitel](#)

[Impressum](#)

PESTIS REGNAVIT PLEBIS QUOQUE MILLIAS STRAVIT
CONTREMUIT TELLUS – POPULUSQUE CREMATUR HEBRAEUS
(Vers des Chronisten Fabricius)

Ob die Pest wütete und Tausende hinwegraffte, ob ein
Erdbeben das Land heimsuchte – für alles büßte in den
Flammen das jüdische Volk.

Das in diesem Buch enthaltene zeitgeschichtliche
Tatsachen-Material ist durchaus authentisch und
quellenmäßig belegbar. Um den Ablauf der historischen
Geschehnisse mit der Entwicklung der geschilderten
Einzelschicksale in Einklang zu bringen, wurde die
chronologische Aufeinanderfolge der Fakten nicht in allen
Fällen eingehalten.

Vorspiel

Es begann mit der Angst.

Zogen die braunen Truppen durch die Straßen mit dem herausfordernd forschenden Schritt von 1914, so sah man keine ironischen Gesichter mehr, selten einen Schweigenden unter den Heilrufschreiern. In den Arbeitervierteln Kleinkrieg, täglich Verwundete, Tote, aber keine entscheidende Aktion, die Linke ohnmächtig ihr Schicksal aus der Hand des Feldmarschalls von Hindenburg erwartend. Gut jetzt, ein Adliger alten Geblüts zu sein oder ein Stämmeling alteingesessenen Bürgertums; besser der Sohn eines Kolonialwarenhändlers in Kyritz als jüdischer ordentlicher Professor in der Universitätsstadt Jena in Thüringen. Ein jüdischer Professor bedeutete minus ein christlicher, »rassenreiner«. Die Reservearmee der arbeitslosen Akademiker lechzte nach staatlichen Sanktionen gegen die erfolgreiche Konkurrenz, verband sich mit dem ruinierten Ladenbesitzer, mit dem Mann aus dem Volke, der nicht mehr der Mann aus dem Volke sein mochte, mit den alten Offizieren, die wieder aktiv und einflussreich werden wollten; Millionen Verbitterter, die nichts mehr zu verlieren hatten, strömten zusammen, wälzten sich drohend durch die Straßen, suchten hysterisch den Gegner mundtot zu machen, griffen nach dem politischen Steuer Deutschlands.

Am Steuer der deutschen Kultur saß die Linke.

Das Land war von einer Gärung ergriffen, die mit dem Vertrag von Versailles nicht restlos zu erklären war. Die Millionen unterernährter Kinder drängten zu einer Lösung. Die Dichter wagten es nicht mehr, die Liebe und den

Frühling zu besingen. Der Puls der Zeit flog im Fieber. Und ein amerikanischer Reporter stellte im Winter 1932 die Frage, die manchem Deutschen in den Schläfen hämmerte:

DEUTSCHLAND SO ODER SO?

Am Steuer des Geisteslebens saß noch immer die Linke.

Es gehörte heute nicht mehr zum guten Ton, auf die Härten der Sowjetdiktatur hinzuweisen, der empfindliche Waren- und Lebensmittelmangel wurde selbst in bürgerlichen Kreisen als Übergangserscheinung gewertet. Was fesselte, war der schöpferische Auftrieb. Brachliegende Köpfe, von Pessimismus zerfressen, die nicht an eine Abhilfe durch das braune Rezept – Austausch von Arbeitslosen – glaubten, begannen sich eingehender mit dem Problem »Sowjetrußland« zu beschäftigen: neues Recht, neue Kunst, neue Daseinsformen. Man sagte noch nicht Ja, man wollte zunächst wissen. Die Zahl der Touristen vergrößerte sich. Jeder deutsche Verleger, der etwas auf sich hielt, brachte ein Rußlandbuch heraus. Rußland ja und nein, Rußland ja – ja – ja. Und die große liberale Presse Deutschlands wagte es heute, ihren Lesern diese Bücher zu empfehlen. Neugierde und Hoffnungslosigkeit steigerten die Auflagen in die Zehntausende.

Doch konnte von der »akuten kommunistischen Gefahr«, mit der die nationale Regierung späterhin ihre drakonischen Maßnahmen vor dem Ausland zu rechtfertigen suchte, wohl kaum die Rede sein. Die Bauernschaft war – abgesehen von den ärmsten Schichten – bolschewistenfeindlich. Ein Teil des Bürgertums kokettierte zwar mit der Sowjetunion, hätte sich aber im Ernstfall sofort auf seine Interessen besonnen. Und jeder revolutionäre Ausbruch der Arbeiterschaft wurde von der großen sozialdemokratischen Partei, die auf evolutionärem Wege die Macht anstrebte, gelähmt. Bei den sechs Millionen Stimmen, welche die KPD in den letzten Wahlen erreicht hatte, handelte es sich bei der

überwiegenden Mehrheit kaum um bewusste, zum letzten Einsatz bereite Kommunisten, sondern um allgemein Unzufriedene, die ihren Unmut auf diese Weise zum Ausdruck bringen wollten. Wäre es anders gewesen, wie Hitler oder Göring behaupteten, die Kommunisten hätten sich nicht stillschweigend in die Illegalität begeben, sondern eine Abwehr organisiert.

Und doch schien es, wenn man die radikalen Zeitungen von rechts und links las, als sei die Entscheidung nah:

DEUTSCHLAND SO ODER SO?

Beunruhigt ging das Ausland daran, die deutschen Reparationslasten zu kürzen. Das linke Deutschland erinnerte sich wohl, dass dem Vertrag von Versailles der Vertrag von Brest-Litowsk vorangegangen war, und solidarisierte sich ebenso wenig mit den Mächten, die ihn unterschrieben hatten, wie mit den Siegern von 1918. Tausendfältig war die Wirtschaft mit dem Außenmarkt verknüpft, jedes Land, auf das andere angewiesen, erheischte das Fallen der Schutzzölle, Fallen der Grenzen, internationale Verständigung. Dorthin wies der Uhrzeiger der Geschichte. Ihm gegenüber setzte sich immer stärker der verstockte Wille durch, vergangene Epochen wieder lebendig zu machen. Alte Requisiten, die einmal Freiheitshelden aus der heroischen Zeit des Nationalismus gut zu Gesicht gestanden hatten, wurden abgestaubt und für revolutionäres Gut ausgegeben. Der Verwirrung der Begriffe verlieh die Straße Nachdruck, Hundepfeitschen brachten neue Argumente – romantische Barbarei nannte es der deutsche Schriftsteller Thomas Mann.

Es gehörte bereits Mut dazu, sich ein Achselzucken zu erlauben.

In der Studenterpension in Jena, wo nur wenige Studenten wohnten, meist junge Intellektuelle im Beruf, begannen seit einigen Wochen die Tischdiskussionen zu

stocken. Die Suppe wurde nicht mehr kalt, weil Rabi – eigentlich hieß er Rabinowitsch – die Parteigenossen des Referendars Gaute Maschinenstürmer nannte. Rabi, der als Verlagsangestellter nach Tunlichkeit die Herausgabe revolutionärer Bücher forderte, drückte sich privatim mit so gewundener Höflichkeit aus, dass Gaute gute zehn Sekunden, den Löffel in der Hand, unbeweglich blieb, bis er dort war, wo Rabi ihn haben wollte. Dann erst antwortete er – nichts, erstens, weil er nicht wusste, was er sagen sollte, und zweitens, weil sich eine weitere Diskussion erübrigte: Man kann einem Juden Volkstum und Blutbande ebenso wenig erklären wie einem Blinden Farben. Nation als Kulturgemeinschaft erklären wollen, nee, mein Lieber, viel, viel mehr ist sie. Man wird wütend, dass diese sich Deutsche nennen, dass sie durch die Presse, durch die Wissenschaft, durch die Kunst die deutsche öffentliche Meinung in ihrem Sinne beeinflussen dürfen, das Pathos des deutschen Menschen als Grotteske hinstellen. Freie Stellen für die eigenen Parteigenossen? Diese Forderung gilt erst in zweiter Linie. Vor allem: Wir wollen unter uns sein. Wir wollen Soldaten spielen, grölen, Bier trinken, Hurra rufen, Frankreich und Polen hassen, ohne dass uns jemand auslacht. Wir wollen in unserem Vaterland wieder den Ton angeben, Internationalismus ist Bolschewismus, wir wollen die alte, gute Zeit. Halt's Maul. Es lebe die Freiheit.

»Essen Sie doch, Heinz, Ihre Suppe wird kalt.«

Die gute Frau Lemke! Aber Annemarie schaut nicht her, der Wirtin holdes, blondes Töchterlein. Da ist der Perser Djavad, dem reicht sie den Salat. Am besten wär's, wenn man gleich alle Ausländer ausweisen könnte. Geht leider nicht. Die Russin Anna Schulkin hat den Bolschewismus gefressen, man hat ihr in Moskau den Bräutigam erschossen. Merkwürdig, dass die Moskauer auch Juden erschießen, da sie doch selber alle Juden sind. Diese nieselnde Stimme von Rabinowitsch:

»Mutter Lemke, Geliebte, warum immer nur Äpfel? Sie sind doch keine Eva! Warum nicht einmal eine andere Frucht vom Baume der Erkenntnis, ein Pudding, zum Beispiel? Bin ich nicht in einem urdeutschen Hause?«

»Den Pudding kriegen Sie Sonntag, wenn Sie Fräulein Schulkin in Ruhe lassen!«

»Ich! In Ruhe lassen! Da muss ich mich wieder hinsetzen. Sie hat doch angefangen! Ich bespreche mit unserer jungen Sarah Bernhardt ihren morgigen Vortragsabend, der mit diesem herrlichen chinesischen Gedicht schließen oder beginnen soll, wir kommen, durchaus sachlich, auf aktuelle Themen zu sprechen, Herr Referendar gibt mir stillschweigend recht, und sie macht konterrevolutionäre Zwischenrufe ...«

»Wie ich diese ganze bolschewistische Terminologie hasse ...«

»Ich nicht. Mir macht sie Spaß. Sie vereinfacht die Welt und macht den Gegner stutzig. Was können Sie noch einwenden, wenn man Ihnen erklärt, dass Sie ein Kleinbürger sind, und jedes Argument dahin klassifiziert? Zerspringen und verstummen. Tun Sie auch. Sophieken, guter Küchengeist, Sie können die beiden Obstprodukte, die mir heute zufallen, für Ihren reizenden Sprössling verwenden. Wohin rollst du, Äpfelchen?«

»Essen Sie mal Ihre Sachen alleene auf.«

(Es denken: »Recht so, das Mädels hat mehr Anstand als der Judenjunge.« Referendar Gaute.

»Das gehört sich doch nicht für eine anständige Pension, in der man sieben Mark pro Tag zahlt, dass die Köchin so frech zu den Gästen ist.« Annemarie.

»Sie mag ihn nicht, heute Abend versuch ich's wieder, oder ist es am Ende schon zum Klappen gekommen, und dies ist nur der weibliche Übermut des Nachher, wie Rabi sagt?« Werner, Sohn des Hauses.)

»Mahlzeit, meine Herrschaften!«

»Also was ist, Sarah Bernhardt, können Sie sich zu dem brüllenden China nicht entschließen?«

Ruth Gompertz hat so lange Wimpern, dass sie wie eine Franse um die dunkelgrauen Augen stehen:

»Ich weiß wirklich nicht. Das Publikum hat nichts für Klagegesänge übrig.«

»Klagegesänge? Was denn für welche?«

Ingenieur Borchardt ist ins Zimmer getreten. Er speist etwas später, es ist ziemlich weit von den Zeiss-Werken bis in die Pension Lemke. Er hat großen Hunger, aber er will auch das Gedicht lesen. Er hat immer zu allem Lust. Alle kleinen Dinge des Lebens machen ihm eine Mordsfreude. Merkwürdig. Gewöhnlich sind gescheite Männer Pessimisten. Das Leben ist heute so schwer in seiner Unsicherheit, die Nerven bis zum Äußersten angespannt. Arnold Borchardt merkt gar nichts, ist hell und leicht, als käme er aus den Lichthöhen der Renaissance:

»Klagegesänge? Was denn für welche?

*›Kugel, reiß mir das Herz entzwei,
Blutige Hölle über Schanghai.
Alles in Trümmern! O Wehgeschrei!
Kugel! Reiß mir das Herz entzwei ...‹«*

Ruth Gompertz sitzt schweigend da. Äußert dann leise:
»Freilich, wenn man es so sagt ... Ich weiß nicht, ob der Chinese das gemeint hat ... Aber Kampflieder hören junge Leute immer gern ...«

Dass es in dieser Zeit Menschen gibt wie Arnold Borchardt ...

Die Pension ist wie immer überfüllt. Kein Wunder, sie hat einen schlechten Ruf, jeder Neuankömmling wird davor gewarnt: eine Lasterhöhle, was die Ausländer dort treiben! So, Ausländer sind dort? Deutsche haben für das Ausland eine Hassliebe. Nichts entzückt sie mehr als

fremdländischer Akzent. Sie müssen sich erst einen Ruck geben, um sich selbst zu lieben, was dem Franzosen, dem Engländer natürlich ist. »Deutschland über alles« ist nur die Überkompensation für Minderwertigkeitsgefühle. »So, Ausländer sind dort? Na, wollen mal hinschauen.« Und dann blieb man richtig dort kleben. Frau Lemke war eine schöne, sanfte alte Dame, gar nicht alt, das machten nur die weißen Haare, Annemarie zählte ja kaum zwanzig, Werner höchstens dreiundzwanzig. Und den schlechten Ruf hatte sie wahrscheinlich, weil sie geschieden war und nicht hinter ihren Gästen her, kümmerte sich nicht darum, wenn sie einander in ihren Zimmern besuchten, was war schon dabei? Rabinowitsch besaß eine Schreibmaschine, die benutzte jeder, der etwas zu tippen hatte. Man klopfte an und wartete nicht auf das »Herein«, da er gewöhnlich nicht zu Hause war. Konnte plötzlich jemand dafür, dass er im Bett lag, unrasiert, im schmutzigen Hemd? Er zog die Decke herauf: »Entschuldigen Sie, Sarah Bernhardt, ich habe einen Kater, etwas Fieber, und du, Werner, könntest wohl die Schwester Käthe herrufen, sie soll mir den Puls fühlen.«

Werner antwortet mit einer halblauten Zote, Ruth darf sie nicht gehört haben, sonst muss sie das Zimmer verlassen und sich noch womöglich bei Frau Lemke über die Unmanier ihres Sohnes beklagen, ach was, sie hat Besseres zu tun, muss die Rolle schleunigst abschreiben. So ein Quatsch, wenn's so weitergeht, wird die deutsche Bühne bald ausschließlich von blonden Zöpfen beherrscht sein. Und ohne jede Anmut, dumme blonde Zöpfe ...

Schulkinette kommt mit Aspirin und einem viertel Schinken herein. Sie mag den Jungen nicht, aber der Vater tut ihr leid. Schließlich ein Landsmann, emigrierte aus Südrussland nach den Pogromen von 1905, zur Reaktion gehören nun mal Judenverfolgungen; er wurde deutscher Staatsbürger, hat sich aber hier nie recht einleben können. Genauso wie sie. Sooft der Alte hier in der Stadt ist, besucht er sie. Ein gewöhnliches Pensionszimmer und doch

behaftlich, fraulich. Die vielen Kissen in der Sofaecke, die Flakons und das glänzende Manikürzeug auf der Kommode, ein Tuch aus grobem Leinen mit russischer Bauernstickerei auf dem Tisch. Über dem Bett eine Fotografie mit Achselstücken: der erschossene Bräutigam. Der elektrische Kocher beginnt zu brummen, Schulkinette klappert mit dem Teegeschirr: weiße, üppige Hände, ein gepflegter Bubikopf, der Nacken etwas dick. Der Vater schiebt etwas in Berlin, sie macht Entwürfe für Modejournale. Der Offizier ist tot, vierunddreißig Jahre gibt sie zu. Sie hat für jedes Wetter einen anderen Puder und niemand nimmt sie als Frau ganz ernst. Jetzt kommt sie zu Rabi herein und schimpft:

»So dreckig sind Sie, Mischa!« (Dass sie so gut Deutsch gelernt hat!) »Pfui Teufel.« (Sie sagt: Fui Teifel.)

»Heiraten Sie mich, Schulkinette, da wird es gleich anders.«

»Fui Teifel.«

»Sehen Sie sich meinen Vater an: ganze Socken, gepflegter Bart. Er hat zum zweiten Mal dran glauben müssen. Lenchen heißt sie, Köchin a. D. Der Alte ist wie ich, er kann intellektuelle Jüdinnen nicht ausstehen. Warum werden Sie rot, Schulkinette? Wegen der intellektuellen Jüdin oder weil ich Ihnen einen Heiratsantrag gemacht habe? Sie haben mich doch energisch abgewiesen, oder soll ich Ihr »Pfui Teufel« anders interpretieren? Wussten Sie am Ende nicht, dass mein Papachen verheiratet ist? Da habe ich was Schönes angerichtet. Oder meinen Sie, dass ich Sie aufziehen will? Da sei Gott vor.«

»Ich werde Ihnen Wasser aufwärmen, damit Sie sich waschen. Sie degoutieren mich.«

»Danke, Schulkinette. Aber mein Vater ist tatsächlich verheiratet. Ich kann Ihnen sogar das Bild von vier kleinen Kinderlein zeigen. Der zweite Wurf.«

»Was geht es mich an, ob Ihr Vater verheiratet ist oder nicht?«

»Aber mich umso mehr. Sonst wären Sie meine Stiefmutter geworden, Schulkinette.«

»Reden Sie keinen Unsinn und sagen Sie lieber, was Sie der Annemarie schenken wollen.«

»Ich will gar nicht. Warum schenken? Heiratet sie denn?«

»Sie wird übermorgen zwanzig Jahre alt.«

»Ein schönes Alter. Waren wir auch einmal. Was soll ich also?«

»Ich bin für ein kollektives Geschenk, weil etwas Anständiges zu teuer für jeden Einzelnen ist.«

»Wer kommt als Kollektiv in Betracht? Sie, ich, Sarah Bernhardt, Borchardt, eventuell Professors. Gaute lässt sich mit Juden nicht ein, der Oberlehrer Bunker wird nicht wollen, dass andere wissen, wie viel er ausgegeben hat.«

Ruth hebt den Kopf:

»Und Djavad?«

»Sarah Bernhardt! Während die ganze Stadt sich den Kopf zerbricht, ob oder nicht, bemerkt so eine Theaterdame gar nichts!«

»Ach was, die ewigen Klatschgeschichten, glaube ich gar nicht!«

»Die richtige Naive von fünfundzwanzig Jahren! Sarah Bernhardt passt zu Ihnen ebenso wenig wie der pathetische Name Ruth. Vor Ihren Augen ...«

»Schweigen Sie, Rabinowitsch, Sie sind ein Schwein. Ich glaube es auch nicht, denn sie will ihn ja heiraten!«

»Sie gehen immer von Ihren bürgerlichen Voraussetzungen aus, Schulkinette. Also, was wollen wir der Kleinen schenken?«

Große Vorbereitungen, ein sauberes Tischtuch, Blumen, Doppelteller, es gibt eine Vorspeise. Aber Schwester Käthe ist plötzlich im Speisezimmer erschienen, hat um möglichste Ruhe gebeten. Exzellenz ginge es sehr schlecht, eben sei der Arzt da gewesen; schön, tanzen, man hört das Klavier von oben sehr schwach, aber keinen Lärm machen, nicht die

Treppen auf und ab laufen, gewiss, es ist schwer in einer Pension voll junger Leute. Schwester Käthe seufzt, sie ist ja selber jung, daran denkt sie nicht, oder doch? Werner fragt (Aug in Aug mit einem Lächeln), ob sie nicht ein wenig herunterkommen möchte, wenn die Alte eingeschlafen ist. Nein, das geht nicht, die Alte schläft überhaupt nicht mehr, ist halb bewusstlos, redet wirres Zeug zusammen. Na, da kann sie doch der Lärm nicht stören, meint Werner. Die Schwester Käthe soll sich nicht plagen, schaut schlecht aus, übernünftig. »Tatsächlich, Schwester, Sie sollten sich schonen«, sagt Frau Lemke, faltet die frisch gebügelten, bläulich weißen Servietten zusammen. Hübsch ist die Schwester, das blonde Haar und das zarte Oval (warum Krankenschwestern immer blond und zart sind?), nur der Mund ist groß und kräftig, und das Kinn springt hartnäckig vor. Rabi sagt zu Werner: »Die ist nicht ohne, sag ich dir.« – »Weiß ich, aber was willst du machen, wenn sie immer bei der Alten steckt?« Jetzt Kindergeheul aus der Küche, Sophie hat die viele Arbeit und die Sorgen um ihren guten Ruf (versteht sich als Köchin) an dem Kinde abreagiert. Annemarie steckt dem heulenden Fratz eine Schokoladenkirsche aus der großen Schachtel zu, die heute früh auf ihrem Platz lag. So süß, die Annemie mit ihrem Schürzchen, auch blond, natürlich, für was Besseres geboren, als den Gästen ihre Zimmer abzustauben. Alle sind in sie verliebt, aber wie Frau Lemke sagt: »Viele Verehrer, keine Begehrrer.« Ob Djavad es ernst meint? Und wenschon? In Persien soll es noch Harems geben! Die Lieblingsfrau des Maharadscha, auch kein beneidenswertes Los, aber Geld muss er haben, zahlt pünktlich, gibt die besten Trinkgelder und heute – na so was! Die Sophie meint in der Küche zum Aushilfsmädel: »Mir soll se nur nich kommn und erzählen, sie hätt nischt mit ihm. Wird er vielleicht so viel springe losse fer eene, von der er nischt hat. Bonbons und Blumen und Parfiem un e Strickjack! Die Strickjack ham se gleich raufgeholt, die wolln se halt gor

niemand zeign, die unterschlag'n se, weil mer ne sunst draufkommt, un der Gaute soll's auf keen Fall merkn - wenn's ebn eich der eerie is, is es der andere.« Sophie kann schon mitreden, tragisches Kriegswitwenschicksal, erster Mann gefallen, der zweite ließ sie mit dem Fratzen stehen, Bilanz: verpfushtes Leben. Daran denkt sie nicht, weil sie kochen muss. Verpfushtes Leben meinetwegen, aber die Mayonnaise für die russischen Eier darf nicht verpfusht werden. »Nur immer riehren, nur riehren, nich absetzen, lass se bimmeln, 's wird die alte Schachtel sein, Aenne, begieß den Braten, aber fix. Die Bowle macht dr Herr Bunker, dr Oberlehrer, dr hält aa de Reede. Als Nachtmisch ham se sich eene Torte vom Konditter bestellt, grad als ob ich se nich aa fertigbrächt, bald sparen se an'n Salz, und bald schmeißen se's Geld zum Fenster naus. Ja-e, Freilein Schwester, wenn Se heiße Umschläge brauchen, dann holen Se se ebn selber, ieberall kann der Mensch aa nich sein, nich? Fer so viele Leute nur een Aushilfsmädel!«

Annemarie steht in der Küchentür:

»Um was handelt es sich, Schwester?«

»Fräulein Annemarie, meinen herzlichsten Glückwunsch. Exzellenz hat Schmerzen, ich möchte heißes Wasser für eine Wärmflasche ...«

»Aber natürlich, Schwester, nehmen Sie das da in der Kasserolle ...«

»Lassen Se des ner stehen, des hab ich mir zum Aufwaschen warm gemacht ...«

Herr Oberlehrer schlägt ans Glas: »Unser liebes Geburtstagskind ... Hoch soll sie leben, dreimal hoch!« Gläser erheben sich, goldrote Flüssigkeit, der Herr Oberlehrer hat seine Sache gut gemacht, er wischt sich sichtlich erfreut die Glatze. Ein alter Junggeselle, freut sich leicht über etwas. Nicht einmal alt, könnte noch in Betracht kommen, kommt aber nicht in Betracht mit seinem Ziegenbärtchen ... und überhaupt ... vielleicht könnte ihm

Brunhilde imponieren oder Iphigenie, aber Schulkinette! Und Frau Lemke hatte gehofft ...

Nach dem Abendessen versammeln sich die Gäste: ein Wiener Zeichner, Freund von Borchardt, zwei Freundinnen von Annemie, beide Studentinnen, Emilie Kiesel hat ihren Freund gleich mitgebracht, nennt ihn »mein Kleiner«. Man besichtigt die Geschenke: Blumen, Bonbons, Coty, Wilhelm Meisters Lehrjahre vom Oberlehrer, eine Kette von Professors, dann das kollektive Geschenk: eine Tasche. Der Rosenstock ist von Herrn von Gaute, in den Zweigen eine Karte in einem Umschlag: »Was ich Ihnen zu sagen habe, Fräulein Annemarie, ist nicht für die Leute, deshalb will ich schriftlich meine innigsten Wünsche für Ihr Leben ausdrücken.« Das Kärtchen ist aus dem Umschlag gefallen, liegt auf »Wilhelm Meister«, jeder, der sich bückt, um an den Blumen zu riechen, kann es lesen, schwarz auf weiß: »Was ich Ihnen zu sagen habe, ist nicht für die Leute.«

Draußen im Salon setzt sich Emiliens Kleiner ans Klavier, ein unbedeutender Bursche, sie kommandiert mit ihm herum. Annemie tanzt den ersten Boston mit Djavad, den zweiten mit Gaute, den dritten mit dem Wiener Maler. Ruth Gompertz lehnt in Borchardts Armen, sie tanzen Blick in Blick, als wären sie allein im Zimmer ... Rabinowitsch holt Frau Lemke trotz ihres Sträubens und obwohl er nicht tanzen kann ... Oberlehrer Bunker hat Schulkinette genommen, also doch, auch der Professor will es mit ihr versuchen. Der Professor ist ziemlich dick, wenn auch nicht alt, hat ein joviales Jungengesicht, seine Frau nickt ihm lächelnd zu. Die Frau Professor, gar nicht hübsch, aber konsolidiert durch eine glückliche Ehe und ihre Liebe zur Musik, die einzige Frau in der Pension, die nicht klatscht. Der Zeichner setzt sich zu ihr, nach den obligatorischen Tänzen mit der Tochter des Hauses. Emilie Kiesel amüsiert sich, holt sich selber die Tänzer, jetzt hat sie den Perser aufgefordert und lässt ihn nicht mehr los; was Annemie für ein Gesicht macht, vielleicht hat Rabinowitsch doch recht ... Gaute

spricht zu ihr, sie hört es nicht, verfolgt die beiden mit den Augen ... Rabinowitsch zwinkert Werner zu, er tritt zu Emilie: »Ablösung!« Aber sie dreht ihm den Rücken! Der schöne Perser mit den schwarzen Augen ... und tadellos angezogen ... die braunen schlanken Finger und der eigenartige Ring ... »Wohl 'ne Art Amulett?« Frau Lemke erzählt gerade dem Oberlehrer, dass Djavad für Annemie ein Gedicht von Heinrich Heine abgeschrieben hat: »Du bist nicht die Rose von Hafis, du bist die Rose vom Ratskeller.« Er war ganz bestürzt, als Frau Lemke ihm erklärte, Ratskeller sei kein großer deutscher Dichter, Gegenstück zu Hafis. So ein guter Junge! Jetzt spielt der Kleine einen Walzer: Wien, Wien, nur du allein ... Der Zeichner wiegt den Kopf im Takt, lächelt seinen Erinnerungen zu ... so viel Sehnsucht hat die Melodie ... so viel Sehnsucht ... Ruth sitzt in der Ecke neben Borchardt, er hat den Arm über ihre Stuhllehne gelegt, jetzt noch ein kleiner Ruck, und sie fühlt seine Schulter wie vorhin ... dass er keine in Berlin hat, das ist unmöglich ... vielleicht ihn fragen, ob er deswegen bald zurückgeht? Nein, lächerlich, kindisch, nein, nein, nicht kindisch, aber woher den Mut nehmen? So tun, als ob nichts wäre, so tun, als ob man sich selbst noch gehörte, so tun, als ob man noch die frühere, selbstständige, mokante junge Dame wäre, die Geld, Begabung und Beziehungen genug hatte, um nicht alle Schmierigkeiten am Theater mitmachen zu müssen, so in ihren Beruf verliebt, dass für Männer nicht mehr viel übrig blieb ... so scheint es ihr zumindest jetzt, weil sie alle vergessen hat ... und ärgert sich nicht einmal, dass sie so unmodern, so unsachlich geworden ist ... Wien, Wien, nur du allein ...

Ganz gedämpft, huschend, wie eine Erinnerung kommt der Walzer in die Zimmer der zweiten Etage, nur plötzlich, wenn eine Tür aufgeht, bekommt er etwas von seinem schallenden Glanz zurück. Das Licht ist abgeblendet, die alte Frau liegt schwer atmend auf erhobenen Kissen, und Schwester Käthe sitzt da, häkelt an einem Schal und

überlegt: »Bis Pfingsten ist sicher alles vorbei mit der Alten, dann fahre ich nach Hause, nach Hannover, muss mal nachschauen. Das geht nicht so weiter mit der Mutter, die muss mal raus. Am besten in den Harz, das ist nah, und in der Vorsaison wird's auch nicht so teuer sein. Wenn ich morgens in die Apotheke gehe, mache ich einen Sprung ins Reisebüro wegen Prospekten. Vielleicht gar nicht nach Hause fahren, lieber der Mutter das Geld schicken ... >Wien, Wien, nur du allein ...< jetzt wird die Alte wach, murmelt etwas, wünscht sie was?«

»Hat schon lange angefangen, hörst du die Musik, Joachim? Lohnt sich nicht mehr hinzugehen ... Sieh mal, Joachim, der Junge hustet so, deckt sich im Schläfe auf ... nein, auf die Erzieherin kann ich mich nicht verlassen ... ich kann doch nicht auf den Ball gehen ... ach Gott ... ach Gott ...«

»Aber, Exzellenz, nicht aufregen, ist ja alles schon längst vorbei ...«

»Was ist, Schwester? Hab ich was gesagt? Wie spät ist es?«

Halblaut sagt der Wiener Zeichner zu Borchardt: »Wie ich hergekommen bin, der Marktplatz abgesperrt ... zwei Jungarbeiter hat man weggetragen, die Studenten haben geschossen ...«

Nun fangen sie an, das Deutschlandlied zu singen, Gaute hat begonnen, der Lehrer sofort voll Inbrunst mit, die Lemkes auch, ohne Inbrunst, schließlich eine internationale Pension, alle haben sich erhoben, selbstverständlich, der dicke Professor, der Ungar ist, weiß nicht recht, was er für ein Gesicht machen soll, plötzlich beginnt er zu fühlen, wie in den Flegeljahren, dass er Hände und Füße hat, dagegen brüllt Djavad aus Leibeskräften mit: »Deutschland, Deutschland über alles, über alles in Berlin!« Bloß die Umstehenden hören es, der Zeichner, der als echter Wiener die Preußen hasst, freut sich diebisch. »Über alles in Berlin.« Schluss ist. Noch ein Glas Bowle, bitte. Rabi drischt

temperamentvoll eine Mazurka herunter, Schulkinette tanzt sie allein, in Erinnerungen versunken ... in Moskau, vor dem Kriege, ihr erster Ball ... damals lernte sie ihn kennen, er war eben aus dem Gymnasium, sehr knabenhaft in der Studentenuniform, er bat sie um den Kotillonorden ... damals hieß sie noch nicht Schulkinette, sondern Anna Schulkina, trug das Kostüm einer Mignon, das offene braune Haar in Locken um die bloßen Schultern gelegt, in der Hand ein Tamburin, das sie vor dem Tanzen weglegte und dann richtig vergaß ... sie merkte es erst zu Hause ... »Bravo, Schulkinette, bravo!«

Und oben fängt die alte Dame wieder an, fast röchelnd, es wird immer schlechter mit ihr, ob man nicht den Arzt holen soll? Der kann ja auch nicht mehr helfen, achtundsiebzig Jahre, was soll man tun? Sie stöhnt so, was bedrückt sie, sie sagt etwas, was sagt sie?

»Ich weiß, wenn ich nicht da bin, deckt sich Wölfchen wieder auf, diese Schulausflüge machen die Kinder immer krank ... jedes Mal kommt er mit nassen Stiefeln heim. Nein, Joachim, du musst nicht böse sein, ich kann wirklich nicht mitgehen ...«

Wie viele Jahre liegen dazwischen? Damals war Wolfgang ein Kind, hat so weiche Haare gehabt, wurde Kadett, Offizier ... sie weiß alles bis zum Jahre 16, als er bei Verdun fiel ... für Kaiser und Vaterland ... Aber es gibt ja keinen Kaiser mehr, und auch das Vaterland ist nicht mehr das alte ... alles geht zu Ende, das ist gut so ... müde wird man, schlafen ... wenn einen nur die Erinnerungen nicht quälen würden ... dass sie dann trotz allem auf den Ball musste, weil es für die Karriere des Mannes günstig war, wenn der Kaiser ihr im Vorbeigehen zulächelte ... und sie knickst den tiefen Hofknicks und denkt, dass der Junge nackt daheim liegt und seine kleine Brust vor Husten zerreißt, ach Gott ... ach Gott ... ach Gott ...

Sophie stapft herein, winkt Frau Lemke zur Tür: »Se mechten nu mit der Musiek aufheren, der Alten is

schlecht ...«

Frau Lemke und Werner begleiten die Gäste hinaus, hat mich sehr gefreut. Djavad geht doch nicht mit, Emilie verabschiedet sich. Annemie tut, als würde sie drin aufräumen. »Annemie, du kennst mich doch, müssen es denn alle Leute merken, es geschieht doch deinetwegen ...«

»Ich weiß, Djavad, ich bin nicht genug für dich, ich studiere nicht.«

»Aber Annemie ...« Die braunen Finger legen sich um ihre Schultern. »Annemie, ich kann das nicht deutsch sagen, fühlst du denn nicht?«

»Ach, ich weine ja nicht deswegen ... nur muss ich immer dran denken, wenn etwas vorkommt, dass du bald wegfährst, wenn du mit dem Studium fertig bist.«

Sie flüstert das – sehr mutig von ihr –, damit er sagt: »Du kommst doch mit«, aber wie er es sagt, ist es so unerwartet, dass sie vor Glück stumm bleibt. Da steht sie noch immer, er hält ihre Hände und lächelt, wie sie die Freude verschönert, Sekunde um Sekunde, selbst die roten Augen und das glänzende Näschen stören nicht, wirken nur drollig, kindlich süß, sie erkundigt sich nicht einmal danach, ob's in Persien nicht noch Harems gibt, ob sie nicht ein grässlicher, grausamer Eunuch bewachen wird, ob sie nicht mohammedanisch werden muss und verschleiert gehen, die Lieblingsfrau des Maharadscha. Jetzt ist alles gleich, alles wird gut, nur zusammenbleiben, die Mutter wird nachkommen, sie verkaufen die Pension, die Arme muss sich so plagen ...

Und oben, im Mansardenstübchen, zerreißt ein blonder junger Mann ein Kärtchen: »Was ich Ihnen zu sagen habe, Fräulein Annemarie, ist nicht für die Leute ...« Er ballt in seiner Tasche die Faust ... immer unterlegen, der deutsche Michel, überlistet, verdrängt von den schwarzen Kerlen mit dem einschmeichelnden, geschmeidigen Wesen und dem Kleingeld ... Fremdenverkehr nennt man das, wenn sie einem den Rang ablaufen mit ihren feinen Krawatten und

seidenen Socken und immer zur rechten Zeit abzubiegen wissen, dass man gar nicht dazu kommt, ihnen eins in die Fresse zu hauen ... und deutsche Jünglinge sind mit ihnen befreundet ... und deutsche Jungfrauen schmeißen ihnen beredte Blicke ... oder noch mehr ... ach verflucht ... und Rabinowitsch, der Saujud, der dem Perser Zutreiberdienste leistet! Hat er nicht sein Zwinkern gesehen, damals als Emilie mit dem Perser tanzte und er Annemie einen Augenblick lang für sich allein haben konnte ... immer machen diese Juden, diese Marxisten, Front mit dem Ausland gegen Deutschland ... Er wird den Perser fordern ... aber mit dem Juden schlägt er sich nicht, nein, diese Kerle wird man auf ganz andere Weise kleinkriegen ... für deutsche Ehre und Zucht ...

Im Salon sitzen die jungen Leute, und Rabinowitsch sagt zu Walter:

»Ich hab's dir ja gesagt, beeil dich, wenn die Alte tot ist, geht die Schwester fort!«

»Aber was sollt' ich machen, wenn sie ewig am Krankenbett steckt!«

»Was, eine fesche Schwester ist hier im Hause, davon habe ich noch gar nichts gesehen!« Der Wiener Zeichner sucht nach einem Aschenbecher.

Man erkundigt sich nach dem Befinden der Alten, fragt, ob man nicht behilflich sein kann, ihr einen Gang ersparen, in die Apotheke gehen und so weiter. »Herrgott, Kinder, dass man euch alles erst sagen muss!«

»Also soll ich jetzt hinaufgehen?«

»Jetzt, Unglücksmensch, da die Alte in der Agonie ist, jetzt willst du deine ersten Gehversuche unternehmen!«

Der Zeichner sagt, er möchte gerne ein Bilderbuch herausgeben, ohne Text, wie Masereel, er hat schon Entwürfe, was Rabinowitsch darüber denkt, prinzipiell natürlich, er arbeitet ja in einem Verlag, ob so was heute ziehen kann?

»'s kommt darauf an, mein Lieber ... heutzutage ist es schwer, etwas Neues zu bringen, alles ist schon da gewesen, aber natürlich, wenn die Behandlung originell ist ...«

Sie gehen noch ein wenig an die Luft, Ruth und Borchardt, so sternenklar ist die Nacht; den Zeichner lud Borchardt ein, er blieb aber zurück, weil er Rabi etwas fragen wollte ... es ist besser, wenn man geschäftliche Angelegenheiten rein gesellschaftlich beginnt ... na, desto besser ... es geht sich viel netter allein ... sie schlendern an dem Heim der Deutschen Studentenschaft vorüber, es ist alles still und ruhig, heute haben die Nazis ja eine große Versammlung einberufen, da kommen auch schon die Überfallautos mit Scheinwerfer, Zeiss-Arbeiter haben versucht, die Versammlung zu sprengen ... die beiden sehen die Überfallautos kaum, sie gehen hinauf auf die Wiese, Galgenplatz genannt, da wurden, es ist noch nicht lange her, Verbrecher hingerichtet, an einem der drei schwarzen Bäume aufgeknüpft. Grad unter den Bäumen steht eine Bank, sie setzen sich hin, dicht beieinander, unten blinken die Lichter der Stadt, schlängelt sich das dunkle Band der Saale, oben die schwarzen Volants der Berge, hier lieferte Napoleon eine seiner größten Schlachten ... daran denken sie nicht, sie atmen, sie leben. Ruth hat Angst, dass Borchardt sie küsst, und noch mehr, dass er sie nicht küsst. Ob er sie wirklich liebt oder ob es nur Freundschaft ist, obschon er jetzt so nah sitzt, kann es nur Freundschaft sein und ein bisschen Sinnlichkeit, wie man sie für jede nicht hässliche junge Frau empfindet; gestern, als er mit Schulkinette sprach, glänzten seine Augen auch, immer glänzen sie und er lächelt oft, auch wenn er mit Frau Lemke oder mit Oberlehrer Bunker spricht ... und warum schweigt er jetzt, ach, warum schweigt er ... immer legt er den Arm hinter sie, aber so, dass er sie nicht berührt, seine Hand hängt neben ihrer linken Schulter leer herab, halb geöffnet, als würde sie erstaunt »nanu« sagen, sie muss diese Hand